



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem griechischen Alterthum : Grottes Mythologie und Napoleon.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Aus dem griechischen Alterthum.

Grotes Mythologie und Napoleon.

Schon öfter ist in diesen Blättern die Geschichte Griechenlands von G. Grote besprochen worden. Wenn bisher darauf aufmerksam gemacht wurde, inwiefern das Werk des englischen Staatsmannes für die politische Geschichte der griechischen Staaten epochemachend ist, so knüpfen wir dies Mal an seine Behandlung der griechischen Religion und Sagenpoesie an. Wir fürchten allerdings, mit dem Geständniß Anstoß zu geben, daß uns auch auf diesem Gebiete seine Anschauungen klarer, seine Auffassung schärfer, richtiger und eindringender zu sein scheint, als die vieler deutscher Gelehrten. Aber in der Wissenschaft dürfen die Regungen des Nationalgefühls, wenn auch noch so natürlich, unser Urtheil nicht modificiren. Wir dürfen uns sagen, daß ohne die umfassenden, gründlichen und eindringenden Studien der deutschen Alterthumsforschung das Werk des englischen Geschichtschreibers nicht hätte entstehen können: in der That wird man selten finden, daß er sich auf andere als deutsche Autoritäten stützt, und selbst wenn er ihre Behauptungen modificirt oder umstößt, so geschieht es gewöhnlich mit Hilfe der von ihnen gemachten Vorarbeiten. Aber ebenso aufrichtig und neidlos als Grote die Verdienste der deutschen Philologie anerkannt hat, sollten auch wir die Größe eines Werks erkennen, das die politische Einsicht des Vorkämpfers der Reform mit der Kritik und Gelehrsamkeit des Alterthumsforschers verbindet, das durch die Arbeit eines vollen Menschenalters*) und unter einer Gunst der Verhältnisse, wie sie dem deutschen Gelehrten niemals zu Theil wird, geschaffen worden ist, aber darum freilich auch eine Vollkommenheit erreicht, die unsern bisherigen Leistungen auf demselben Gebiet in der Regel versagt gewesen ist.

Die kleinmeisterliche und verblendete Opposition, die anfangs von gewisser Seite her gegen das Buch „des Engländers“ erhoben wurde, der so im-

*) Schon im Jahr 1827 schrieb Niebuhr an Franz Lieber, er möge suchen, mit Herrn Grote bekannt zu werden, der mit einer Geschichte Griechenlands beschäftigt sei, von der er viel erwarte. Die 12 Bände des Werks sind von 1846 bis 1856 erschienen. Leider übersteigt der Preis (wenn wir nicht irren ein Pfund für den Band) die Mittel der meisten deutschen Gelehrten erheblich. Um so wünschenswerther wäre eine tauchnützige Continentalausgabe, deren Verbreitung sicher bedeutend sein würde.

pertinent war, uns über Dinge zu belehren, über die wir so viele dicke Bücher mit zahllosen Citaten geschrieben und so viele gelehrte Collegia gelesen haben, diese Opposition ist zum Theil bereits verstummt und wird bald gänzlich schweigen. Dagegen ist noch, wie es scheint, bei vielen achtbaren Gelehrten die Meinung verbreitet: Grote's Buch sei zwar für die richtige Erkenntniß der historischen Entwicklung Griechenlands von dem größten Werth, doch in Bezug auf die innern Zustände, die Cultur, das geistige Leben der Griechen werde der deutsche Philolog vergebens nach Belehrung darin suchen. Wir sind der entgegengesetzten Ansicht, und begrüßen deshalb das Unternehmen eines deutschen Philologen, Dr. Th. Fischer in Königsberg, die auf Mythologie, Alterthümer, Literatur, Kunst u. dgl. bezüglichen Capitel aus Grote in einer besondern Uebersetzung herauszugeben*), mit um so größerer Freude, als die bisherige Uebersetzung auch nicht einmal die bescheidensten Ansprüche befriedigen kann. Von dieser neuen Uebersetzung liegt der erste Band, die Mythologie, bereits vor.

Der Geschichtschreiber Griechenlands kann entweder die griechische Mythologie d. h. die griechische Religion einerseits und die griechische Sagenpoesie andererseits ganz ignoriren und seine Erzählung erst mit der historischen Zeit beginnen, oder er muß die ganze Masse des mythischen Stoffes als solchen anerkennen und behandeln, folglich von der Geschichte sondern. Ohne Zweifel wird er sich zur letztern Methode entschließen müssen, wenn er ein vollständiges Bild von der Entwicklung des griechischen Geistes geben will; denn der Götterglaube und die Heldensage der Griechen sind für uns die einzigen Documente der schöpferischen Thätigkeit des Nationalgeistes aus jener ältesten Zeit, die jenseit der historischen Erinnerung liegt; aber dennoch reichen sie hin, uns den Geist dieser Periode zu veranschaulichen, weil ihr ganzes geistiges Leben und Schaffen in der Religion und der Sage seinen Ausdruck fand. Beide Schöpfungen, die eine aus dem Glauben, die andre aus Nationalgefühl und Localpatriotismus entsprungen, beide von dem elektrischen Funken des griechischen Genius belebt, sind so unzertrennlich miteinander verbunden, daß jeder Versuch, dies Ganze aufzulösen und einen Theil der Geschichte, den andern der Mythologie zuzuweisen, nothwendig misslingen muß. Grote hat daher die auf uns gekommene Ueberlieferung der Götter- und Heldensagen vollständig wiedergegeben. So kann das Buch selbst von allen denen benutzt werden, die sich mit dem stofflichen Inhalt der griechischen Mythologie bekannt machen wollen, und daß der Verfasser ein sehr großes Publicum vor Augen gehabt hat, sieht man unter andern daraus, daß in der

*) Griechische Mythologie und Antiquitäten nebst dem Capitel über Homer und ausgewählten Abschnitten über die Chronologie, Literatur, Kunst, Musik etc. übersetzt aus Georg Grote's griechischer Geschichte von Dr. Th. Fischer, Privatdocenten in Königsberg. Leipzig, Teubner 1856.

Originalausgabe die griechischen Götternamen durch die gangbareren römischen erklärt sind (Zeus durch Jupiter, Hera durch Juno u. s. w.) Sogar für den Unterricht von Kindern wird sich diese Erzählung der griechischen Sagen benutzen lassen, die mit behaglicher epischer Breite, aber zugleich spannend und fesselnd ausgeführt ist. Andererseits findet aber auch der, welcher eine wissenschaftliche Behandlung der Mythologie verlangt, seine Ansprüche in jeder Hinsicht befriedigt. Die Masse des Ueberlieferten ist vollständig gesammelt, die verschiedenen Quellen der Ueberlieferung sorgfältig geschieden, die Zeit der Entstehung der Sagen, die Einflüsse, die ihre Gestaltung bestimmten, gründlich erwogen.

Zwei Methoden, die Mythologie zu behandeln, die sowol in neuerer als alter Zeit angewendet sind, hat Grote nicht nur unserer Meinung nach mit Recht verworfen, sondern auch ihre Hohlheit aufs glänzendste nachgewiesen. Die eine ist die allegorische, die andere die halbhistorische oder pragmatische. Die erstere löst die Persönlichkeiten der Götter und Helden in philosophische, moralische und physische Begriffe auf. Nach ihr ist Zeus der Aether, Hera die Atmosphäre, Hephästos das Feuer, Ares der Haß, Aphrodite die Liebe, und der Götterkampf in der Iliade bedeutet entweder einen Kampf der Elemente oder der Leidenschaften. So erklärten schon alte griechische Philosophen den Homer, deren Rationalismus den naiven Glauben des mythenbildenden Zeitalters nicht mehr verstand. Als später die christlichen Schriftsteller bei ihren Begriffen gegen die Religionen des Heidenthums sich wie natürlich grade auf die Dichter beriefen, die den Göttern so viele menschliche Schwächen beilegte, da nahmen die Vertheidiger des Hellenismus abermals zu der Erklärung ihre Zuflucht, die ganze Sage sei nur eine poetische Einkleidung ethischer oder physikalischer Systeme. Diese Erklärungsweise ist in neuester Zeit wieder aufgewärmt, und namentlich von Creuzer mit dem ganz aus der Luft gegriffenen Einfall verbunden worden: in grauer Urzeit sei aus dem fernen Osten oder dem geheimnißvollen Aegypten eine mit hoher Weisheit begabte Priesterschaft (die man sich ungefähr so vorstellte, wie Sarastro und sein Collegium in der Zauberflöte) eingewandert. Diese hätten den Griechen die wichtigsten moralischen und natürlichen Wahrheiten unter dem Schleier des Symbols mitgetheilt; denn ohne dasselbe würden die damals noch höchst barbarischen Bewohner von Hellas die ihnen zu offenbarenden Lehren nicht verstanden haben. Die ganze griechische Mythologie ist also nichts Anderes als ein in populäre Form gekleidetes System der wichtigsten Wahrheiten, welche die Natur, Gott und den Menschen betreffen. Diese allegorisch-symbolische Methode schien vor zwanzig bis dreißig Jahren durch J. H. Voss und Lobed gründlich beseitigt zu sein, aber sie ist seitdem von neuem zum Vorschein gekommen, z. B. bei dem um griechische Topographie und Natur-

schilberung so höchst verdienten Forchhammer. Vieles Einzelne in den griechischen Mythen läßt sich allerdings nur allegorisch erklären, versucht man jedoch dies Princip auf die gesammte Masse der Sagen anzuwenden, so ist man schon nach den ersten Schritten genöthigt, zu gezwungenen, halbsbrechenden und völlig un Griechischen Deutungen und Klügeleien seine Zuflucht zu nehmen, deren Unnatürlichkeit nur dem nicht einleuchtet, der einmal der Sklaverei einer vor-gefaßten Meinung verfallen ist. Die Anhänger der allegorischen Methode sind unter andern zu der Behauptung genöthigt, Homer habe die Bedeutung der von ihm gesungenen Göttersagen nicht mehr verstanden; er erzähle z. B. den Hader zwischen Zeus und Hera mit festem Glauben an die buchstäbliche Wahrheit seiner Erzählung, ohne zu ahnen, daß diese nichts weiter bedeute, als atmosphärische Vorgänge.

Wenn diese allegorische Methode hauptsächlich zur Erklärung der Göttersagen angewendet worden ist, so ist dagegen von jeher die halbhistorische für die Heldensage beliebter gewesen. Sie geht von der Voraussetzung aus, daß in der Sage ein historischer Kern enthalten sei, und sucht denselben durch Ablösung alles Wunderbaren und Unmöglichen auszuscheiden. Wir haben eine antike Probe dieser Erklärungsweise in dem Buch eines gewissen Paläphatus. Nach ihm waren die Centauren (nach der Sage Söhne der Nephelē d. h. Wolke) junge Leute aus dem Dorfe Nephelē, die zuerst Pferde dressirten. Aktäon wurde nicht wirklich von seinen Hunden gefressen, sondern ruinierte sich durch seine Liebhaberei für kostspielige Jagdhunde. Stylla, der Odysseus kaum entging, war kein Meerungeheuer, sondern ein schnell segelndes Piratenschiff u. s. w. Dies und ähnliches ist freilich so absurd, daß man hier die Unmöglichkeit der Methode auf den ersten Blick erkennt, aber nicht immer sind so verzweifelte Mittel nothwendig, um den Mythos in historische Thatsache zu verwandeln. Fast alle alten Historiker haben ihn auf diese Weise behandelt, und überall ist es ihnen gelungen, durch Weglassungen, Zusätze und Umänderungen eine Erzählung zu Stande zu bringen, die an sich durchaus nichts Unglaubliches enthält, und der zur historischen Wahrheit weiter nichts fehlt, als ein von der Sage unabhängiges Zeugniß, um ihre Wirklichkeit zu erweisen. So hat namentlich Thucydides an die zehnjährige Dauer des trojanischen Kriegs und an die in Schiffskatalogen angegebene Größe des griechischen Heeres unbedingt geglaubt; aber den Umstand, daß eine so kleine Stadt von einer so großen Armee nicht in kürzerer Zeit eingenommen werden konnte, erklärt er nicht aus der Einmischung der Götter, sondern daraus, daß die Griechen aus Mangel an Unterhalt sich hätten theilen müssen, um Getreide auf dem Chersones zu bauen, und durch Eroberung der benachbarten Städte das Fehlende zu ergänzen. Diese Theorie wurde von dem Messanier Eumeros (zur Zeit Kassanders von Macedonien) auf die Spitze getrieben, der — vielleicht nur

in der Absicht, mit einer literarischen Paradoxie Aufsehen zu erregen — zuerst ausführte, alle Götter und Heroen seien nur ungewöhnliche hochbegabte Menschen gewesen, die nach ihrem Tode göttliche Verehrung erlangt hätten. Kein Buch ist später den christlichen Apologeten so willkommen gewesen, als die Uebersetzung, die der alte römische Dichter Ennius, der Freund des ältern Scipio von dieser „heiligen Geschichte“ des Guemerus veranstaltet hatte; sie fanden hier den Boden für ihre Bemühungen geebnet und erklärten den bei den Griechen als Atheisten Verurtheilten für einen ausgezeichneten Geschichtschreiber.

Grotes Kritik dieser Methode ist meisterhaft. Das Aeußerste, sagt er, was wir durch sie erreichen können, ist, daß wir durch Entkleidung der Mythe von allem Wunderbaren und Uebernatürlichen zu einer Reihe von wirklichen Ereignissen gelangen, die vielleicht wirklich vorgekommen sein mögen, und gegen die kein innerer Einwand erhoben werden kann. Das ist genau der Charakter eines gut geschriebenen modernen Romans (z. B. des Robinson), dessen ganze Erzählung von der Art ist, daß sie sich im wirklichen Leben ereignet haben kann; es ist wahrscheinliche Dichtung und nichts darüber. Die halbhistorische Theorie bringt es dahin (so hat es Zoega gut ausgedrückt), daß das Wunder aufhört, Wunder zu sein, ohne deshalb zur historischen Thatsache zu werden. Denn um dies zu bewirken, ist auch das höchste Maß innerer Wahrscheinlichkeit nicht hinreichend, ein äußeres an sich glaubliches Zeugniß wird dazu erfordert. Ein Mann, der uns sagt, daß an dem Tage der Schlacht von Plataä auf der Stelle Regen fiel, wo nun die Stadt Neuyork steht, wird Glauben weder verdienen, noch erhalten, weil er nicht die Mittel gehabt haben kann, sich von diesem Vorgange in Kenntniß zu setzen, obgleich die Angabe an und für sich nicht im mindesten unwahrscheinlich ist. Andererseits können an sich sehr unwahrscheinliche Angaben durch genügende Zeugnisse als Wahrheit erwiesen werden; so ist die Durchgrabung des Athos auf Befehl des Xerxes und die Durchsegelung dieses Kanals durch die persische Flotte an sich sehr unwahrscheinlich, und deshalb von Juvenal als ein Beispiel griechischer Lügenhaftigkeit angeführt worden; aber sie ist so gut bezeugt, daß jetzt niemand an der Wahrheit der Thatsache zweifelt. Der trojanische Krieg, wenn man alles daraus wegläßt, was Thucydides daraus weggelassen hat, ist nicht unwahrscheinlicher als die Kreuzzüge; aber für die Wirklichkeit der Kreuzzüge haben wir genügende Zeugnisse der Zeitgenossen, für die des trojanischen Krieges kein anderes, als das der Sage. Wenn wir dieser nun für einen Theil ihres Berichtes die Autorität absprechen, mit welchem Recht legen wir ihr für einen andern Theil Autorität bei? Man hat den allgemeinen Glauben der Griechen an diese und andre Sagen als genügenden Beweis für das Vorhandensein einer zu Grunde liegenden Thatsache angesehen. Aber der Volksglaube bedarf zu seiner Entstehung einer solchen keineswegs, und wenn er

überhaupt für etwas zählt, zeugt er nicht für einen beliebig auszuweisenden Theil der Mythen, sondern für die ganzen und buchstäblichen Mythen. Von hundert Hindus glauben neunundneunzig, daß über die Insel Ceylon ein Ungeheuer, Namens Rawun herrschte, und daß eine von demselben entführte Prinzessin durch den berühmten Affengeneral Hamunan befreit worden sei; denn diese und ähnliche merkwürdige Geschichten stehen geschrieben, und nach dem Glauben der Hindus ist jedes Wort, das überhaupt im Sanskrit geschrieben ist, entweder von der Hand der Gottheit geschrieben oder doch durch sie inspirirt. Wird man auch hier, um den Affengeneral zu einer historischen Persönlichkeit zu machen, annehmen, er und seine Soldaten haben vielleicht ein etwas barockes Aeußere gehabt, wodurch sie sich die Satire ihrer Feinde zugezogen hätten?

Der weitverbreitete Glaube, daß den Mythen eine factische Basis zu Grunde liegen müsse, beruht darauf, daß moderne Kritiker unwillkürlich ihren eignen historischen Sinn, ihren eignen Maßstab für Annahme und Verwerfung überlieferter Dinge auf das mythenbildende Zeitalter übertragen; daß sie sich nicht entschließen können, diesem Zeitalter einen Grad von Leichtgläubigkeit beizulegen, der damals ebenso natürlich war, als er heutzutage unmöglich wäre. Jene Zeit war nicht bloß unfähig, den Unterschied zwischen bezeugten Thatfachen und (für sie) wahrscheinlichen Dichtungen zu erkennen, sie hatte auch nicht einmal den Trieb und das Bedürfnis es zu thun. Ihr Glaube stand nicht als ein geistiger Act allein, er war aufs engste mit lebhafter Einbildungskraft und erregbarem Gefühl verbunden, und überall, wo die so empfänglichen Geister starke Eindrücke empfingen, folgte der Glaube unbewußt mit Nothwendigkeit.

Es ist außerdem (ich führe hier wieder Grottes eigene Worte an) eine sogar in unserm vorgeschrittenen Zeitalter viel zu umfangreich und unterscheidungslos angewandte Voraussetzung, daß nothwendigerweise etwas wahr sein muß, wo viel geglaubt wird, daß geglaubte Dichtung sich immer auf eine Basis historischer Wahrheit stützen müsse. Der Einfluß der Einbildungskraft und des Gefühls beschränkt sich nicht einfach auf den Proceß, Erzählungen, die ursprünglich auf eine Thatfache begründet sind, umzuschaffen, zu verändern oder auszuschnücken, er wird oft ohne eine solche vorläufige Basis neue eigne Erzählungen schaffen. Wo es ein Gefühl gibt, das alle Menschen, die in einer Gesellschaft leben, durchdringt, mag es ein religiöses oder politisches sein, mag es Liebe, Bewunderung oder Abneigung sein, da werden alle Ereignisse, die dieses Gefühl in ein helles Licht zu setzen suchen, mit Begierde begrüßt, reisend in Umlauf gesetzt und in der Regel leicht geglaubt. Wenn wirkliche Ereignisse nicht zur Hand sind, so wird man ergreifende Dichtungen erfinden, um das Verlangen zu befriedigen. Die vollkommene Uebereinstimmung solcher

Dichtungen mit dem vorherrschenden Gefühle nimmt die Stelle eines bestätigenden Zeugnisses ein und veranlaßt die Menschen, sie nicht nur mit gläubigem Vertrauen, sondern auch mit Vergnügen zu vernehmen; sie in Frage zu stellen und einen Beweis zu verlangen ist eine Arbeit, die nicht unternommen werden kann, ohne auf Widerspruch zu stoßen. Reichliche Belege für diese Neigung des menschlichen Geistes liefern die unzünftigen religiösen Sagen, die in verschiedenen Theilen der Welt Circulation erlangt haben und an denen kein Land fruchtbarer war als Griechenland; Sagen, die ihren Ursprung nicht in besondern, falsch erzählten und übertriebenen Thatsachen hatten, sondern in den die Gesellschaft durchdringender frommen, durch strebsame, phantastevolle Geister in eine Erzählung übertragenen Geschichten; Sagen endlich, in denen nicht nur die Ereignisse, sondern oft auch die Personen unwirklich sind, in denen jedoch das sie erzeugende Gefühl, das sich seinen eignen Stoff so wie seine eigne Form schafft, deutlich erkennbar ist. Auch andere Gefühle werden ebensogut wie die religiösen, vorausgesetzt daß sie lebhaft und weit verbreitet sind, ihren Ausdruck in einer cursivenden Erzählung finden und Theile des allgemeinen Volksglaubens werden; jeder gefeierte und bekannte Charakter ist die Quelle von tausend Dichtungen, die seine Eigenthümlichkeiten als Muster aufstellen. Und wenn es wahr ist, wie meiner Meinung nach die gegenwärtige Bemerkung zeigen wird, daß diese schöpferische Thätigkeit auch jetzt noch sichtbar und wirksam ist, in einer Zeit, wo die Materialien echter Geschichte reichhaltig sind und kritisch studirt werden, so ist unser Schluß noch weit mehr verbürgt, daß in Perioden ohne die Kenntniß eines historischen Zeugnisses und voll von dem Glauben an göttliche Eingebungen über die Zukunft und Vergangenheit, rein erdichtete Erzählungen leicht ein zweifelloses Vertrauen erlangen werden, wenn sie nur wahrscheinlich und mit den vorgefaßten Ideen der Zuhörer in Einklang sind.

Am schlagendsten beweisen für die Wahrheit dieser Deduction Beispiele ähnlicher Vorgänge aus Zeiten, die uns näher liegen, und über deren Natur gegenwärtig niemand im Zweifel ist. Bekanntlich leiten die alten englischen Chronisten die Abstammung ihrer Nation von dem Trojaner Brutus ab, und verzeichneten von da ab die Könige bis auf Julius Cäsar in regelmäßiger Chronologischer Folge mit den bezüglichen Jahreszahlen. Als sich zuerst Zweifel gegen die Wahrheit dieser Ueberlieferung erhoben, wurde sie genau mit denselben Gründen vertheidigt, mit denen jetzt die Behauptung begründet wird, etwas Wahres müsse den griechischen Heldensagen zu Grunde liegen. Die Worte, mit denen Milton in seiner Geschichte Englands seine Ansicht hierüber ausspricht, könnten heute vor einem mit festen Glauben an die Realität von Cecrops, Cadmus, Danaus und ihres Gleichen erfüllten Alterthumsforscher geschrieben sein: nur daß das Raisonement dieser altgläubigen Herren nicht immer so rationell ist, als das des Dichters des verlorenen Paradieses. Man

höre Milton selbst. Nachdem er kurz die Sagen von Samothés, dem Sohne Japhats, Albion, dem Sohne Neptuns u. s. w. berührt hat, fährt er fort: „Der Brutus aber und sein Geschlecht mit allen seinen königlichen Nachkommen bis zum Auftreten Julius Cäsars können wir nicht so leicht beseitigen, nicht so leicht die lange fortgeführten Stammbäume, Gesetze und Thaten, die nicht schlechthin erborgt zu sein scheinen und die keinen geringen Eindruck auf den allgemeinen Glauben gemacht haben; sie werden von vielen vertheidigt, nur von wenigen gänzlich geläugnet. Denn obgleich Brutus und der ganze Anspruch auf die Abstammung von Troja aufgegeben ist, da man sah, daß diejenigen, die zuerst für uns einen berühmten Ahnherrn erfanden, anfangs mit dem Consul Brutus zufrieden waren, bis eine bessere Erfindung, wiewol nicht geneigt den Namen fahren zu lassen, sie lehrte, ihn in ein sabelhasterees Zeitalter zu entfernen, und daß sie hierdurch auf die Sagen von Troja stoßend da den Stammbaum anfügten, aus dem Streben die Briten aus derselben Quelle herzuleiten wie die Römer: so kann man doch nicht ohne zu große Ungläubigkeit annehmen, daß diese alten eingebornen Könige nie wirkliche Personen gewesen seien, oder daß sie in ihrem Leben nicht wenigstens einen Theil von dem, was überliefert ist, sollten gethan haben. Aus diesen und den oben erwähnten Gründen habe ich das, was bei so vielen Billigung erlangt hat, nicht übergehen mögen. Ob es gewiß oder ungewiß ist, das möge von der Glaubwürdigkeit derer abhängen, denen ich folgen muß; so weit als es sich von dem Unmöglichen oder Abgeschmackten fern hält, und von alten Schriftstellern aus ältern Büchern belegt wird, weigere ich mich nicht, es als den gehörigen und geeigneten Gegenstand der Geschichte anzuerkennen.“

Dies Raisonement, welches von dem Grundsatz ausgeht, daß, wo viel Dichtung ist, auch einige Wahrheit sein müsse, wird heute noch immer wiederholt, zwar nicht mehr in Bezug auf die Nachkommen des Königs Brutus, aber doch mit Bezug auf die Urgeschichte Roms und das Sagenzeitalter Griechenlands. So oft eine Ueberlieferung, die lange Zeit entweder als reine Geschichte oder als Conglomerat von Geschichte und Sage gegolten hat, völlig umgeworfen wird, erhebt sich ein allgemeines Wehklagen aller guten Seelen über diesen gemüthlosen Skepticismus, dem nichts heilig ist, und diese sophistische Hyperkritik, die das von so vielen trefflichen Autoren Bezeugte zu verdächtigen wagt. Ist der Angriff gegen die Ueberlieferung so mächtig und unwiderstehlich, wie ihn Niebuhr gegen die Urgeschichte Roms machte, so kann man freilich nicht gradezu widersprechen, wenn man nicht alles Urtheils baar ist (wie z. B. in diesem Punkt die meisten italienischen Gelehrten); aber schwache Gemüther können sich ebensowenig entschließen, der süßen Gewohnheit des Glaubens völlig zu entsagen, als gegen die bündigen Beweise der negirenden Kritik sich ganz zu verstocken. Sie suchen wenigstens einen Theil zu retten und behaup-

ten, wenn auch vieles, so könne doch nicht alles erfunden sein. Grote hat richtig vorausgesehen, daß seine Behandlung der griechischen Sagen Geschichte das Mißvergnügen vieler Leser erregen werde: sowol ein englischer als ein deutscher Recensent haben getadelt, daß er die Nothwendigkeit einer thatsächlichen Basis der Mythen in Abrede gestellt hat. Daß sie eine thatsächliche Basis haben können, hat er nirgend geleugnet; aber wol, daß der etwaige factische Inhalt von uns ermittelt werden kann, da wir nicht im Stande sind, ihn von der Dichtung zu sondern, mit der er innig verknüpft ist.

Unter den Erzählungen der griechischen Sage, die von jeher nur als ausgeschmückte Geschichte angesehen worden sind und es noch heute werden, nimmt der trojanische Krieg die erste Stelle ein, der noch immer in unsern chronologischen Tabellen als eine stattliche Ausfüllung des fernen Jahrzehnts von 1197 bis 1187 vor Christus prangt. Aber für die rationelle Kritik ist auch er nur eine Sage und nichts weiter. Ob diese Sage auf einem wirklichen Factum, einer wirklichen Expedition von Griechen gegen Asien beruht oder nicht, das können wir hier, wie in jedem andern ähnlichen Fall, weder bejahen noch verneinen. Die Sage ist unsre einzige Berichterstatlerin. Wir versagen ihr den Glauben für den interessantesten Theil ihrer Erzählung; wir glauben nicht, daß die schöne Helena die Ursache des Krieges war — schon Herodot war überzeugt, daß sie nicht in Trojas Mauern gewesen sei, weil ja die Trojaner und Priamus hätten verrückt sein müssen, hätten sie sie nicht ausgeliefert — noch an die Hilfe der Amazonen, noch an den Sohn der Cos, noch an das hölzerne Pferd. Wollen wir also consequent sein, so dürfen wir ebensowenig das Uebrige auf das Zeugniß der Sage allein glauben, und ein andres gibt es nicht. Die Möglichkeit eines Krieges, aus dem sie entsprungen sein könnte, kann nicht geleugnet, aber die Gewißheit ebensowenig behauptet werden.

Jeder Versuch, eine sagenhafte Ueberlieferung als geschichtliches Factum zu behandeln, deckt sogleich eine Menge von Widersprüchen und Unmöglichkeiten auf. Die Sage kehrt sich bei ihren Erfindungen nie an die Gesetze der Wirklichkeit, sie fragt weder nach den Schranken der Zeit noch des Raums. Legt man also den Maßstab realer Voraussetzungen an ihre Erzählungen, so erscheint als ein monströses Durcheinander wunderlich gestalteter Trümmern, was in der Ferne und in ungewissem Dämmerlicht betrachtet ein glänzendes, imposantes, farbenprangendes Gebäude war. Die historische Kritik einer Sage oder eines Gedichts, das die Sage zum Gegenstand hat, ist ebenso widersinnig wie die Betrachtung einer auf Fernwirkung berechneten Farbenskizze durch das Mikroskop.

Diese Widersinnigkeit hat sich Napoleon zu Schulden kommen lassen, als er in seiner unfreiwilligen Muße zu St. Helena sich herabließ, das zweite Buch der virgilischen Aeneide zu kritisiren, und seine Bemerkungen, so sehr sie

die Unmöglichkeit seiner Methode und die Unanwendbarkeit einer solchen Beurtheilung auf eine solche Erzählung zeigen, sind zugleich höchst charakteristisch für die durchdringende Schärfe, mit welcher dieser große Geist die Gegenstände seiner Aufmerksamkeit zergliederte.

„Die Krieger,“ dictirte Napoleon seinem Kammerdiener Marchand*), „die in dem hölzernen Pferde, das Sinon öffnet, eingeschlossen sind, kommen nicht eher heraus, als bis die griechische Flotte das Heer ans Land gesetzt hat; diese verläßt aber Tenedos nicht eher, als bis alles schläft und die Nacht finster ist, also nicht vor ein Uhr Morgens; überdies würde die trojanische Wache nicht vor dieser Zeit eingeschlafen gewesen sein, so daß Sinon die Thür des hölzernen Pferdes hätte öffnen können. Folglich geht die gänzliche Zerstörung Trojas, wie sie in diesem Buch beschrieben ist, zwischen ein Uhr und Sonnenaufgang vor sich d. h. in drei oder vier Stunden. Dies ist absurd. Um Troja einzunehmen, zu verbrennen und zu zerstören, waren mindestens vierzehn Tage erforderlich. Troja besaß eine Armee; diese Armee verließ die Stadt nicht, sie muß sich also in allen Palästen vertheidigt haben. Aeneas, der in seines Vaters Palast in einem Gehölz eine halbe Meile von Troja entfernt wohnt, erfährt die Einnahme und Verbrennung der Stadt durch Hector's Geist. Selbst wenn das Haus des Anchises zwei Meilen entfernt gewesen wäre, würde der Lärm des Getümmels bei der Einnahme der Stadt und die Hitze des Brandes Menschen und Thiere erweckt haben. Troja fiel nicht in einer Nacht, besonders einer so kurzen, und selbst wenn die vertheidigende Armee die Stadt geräumt hätte, hätte die griechische mehre Tage bedurft, um sie in Besitz zu nehmen und zu zerstören. Aeneas war nicht der einzige Krieger in Troja, und doch spricht der Dichter von keinem andern. Die zahlreichen Helden, die in der Iliade eine so glänzende Rolle spielen, müssen im Stande gewesen sein, jeder den Bezirk seiner Wohnung zu vertheidigen.

Ein Thurm, dessen Spitze zum Himmel ragte, muß ohne Zweifel von Stein gebaut gewesen sein; man begreift nicht, wie Aeneas ihn in wenig Augenblicken und mit der Hilfe einiger eiserner Hebel auf die Köpfe der Griechen herabstürzen konnte. Hätte Homer die Einnahme Trojas beschrieben, so würde er sie nicht wie die Einnahme eines Forts behandelt, sondern die nöthige Zeit verwendet haben d. h. mindestens acht Tage und acht Nächte. Wenn man die Ilias liest, fühlt man überall, daß Homer den Krieg aus eigener Erfahrung kannte, und daß er nicht wie seine Commentatoren sagen, sein Leben in den Schulen von Chios zubrachte: wenn man die Aeneide liest, fühlt man, daß es das Werk eines Buchgelehrten ist, der das wirkliche Leben nicht kannte. Es ist unbegreiflich, was Virgil bewegen konnte, die Einnahme,

*) Aus dem précis des guerres de César par Napoléon, écrit par M. Marchand à l'île Sainte Helène sous la dictée de l'empereur. Paris 1836.

Verbrennung und Plünderung Trojas in wenigen Stunden anzufangen und zu beenden! Nach seiner Darstellung soll sogar überdies noch in dieser kurzen Zeit der ganze Reichthum der Stadt in Centralmagazine zusammengebracht worden sein. Das Haus des Anchises muß sehr nahe bei der Stadt gewesen sein, denn während dieser wenigen Stunden und trotz des Gefechts geht Aeneas mehrmals dahin. Scipio brauchte siebzehn Tage, um Karthago zu verbrennen, obwol es von seinen Bewohnern verlassen war; der Brand von Moskau dauerte elf Tage, obwol es größtentheils aus Holz gebaut war; und bei einer Stadt von solcher Größe bedarf die erobernde Armee mehre Tage zur Besitznahme. Nun war Troja eine große Stadt; denn die Griechen, die 100,000 Mann hatten, machten nie den Versuch, sie zu blokiren. Als Aeneas in derselben Nacht nach Troja zurückkehrt, findet er Ulysses die durch die Plünderung aufgehäuften Schätze bewachend. Dazu allein waren vierzehn Tage erforderlich, und mitten in dem Tumult einer mit Sturm genommenen Stadt unterhält man sich nicht damit, Schätze in Centralmagazine zusammenzuschleppen.

Bei Tagesanbruch, sagt der Dichter, trifft Aeneas wieder mit seinen Gefährten zusammen. Folglich ist zwischen ein und vier Uhr Morgens d. h. in drei Stunden Folgendes vorgegangen. Aeneas ist nach Troja gegangen, hat alle Kämpfe mitgemacht, die er beschreibt, hat Priamus Palast vertheidigt, ist zurückgekehrt, um Kreusa in der Stadt zu sehn, und hat sie vollständig erobert gefunden, so daß nirgend mehr Widerstand geleistet wird, auf allen Punkten vom Feinde besetzt, völlig durch Feuer zerstört, und die für die Beute bestimmten Magazine bereits geschlossen. So sollte kein epischer Dichter verfahren, und so ist der Gang der Ereignisse nicht in der Iliade. Agamemnons Tagebuch würde nicht genauer sein in Bezug auf Entfernungen und Zeiten und die Wahrscheinlichkeit militärischer Operationen als dieses epische Meisterstück ist."

Bei dieser Vergleichung von Homer und Virgil, die so sehr zu Gunsten des erstern ausfällt, ist das freilich wahr, daß die Schilderungen der Kämpfe in der Iliade überall Autopsie solcher Scenen voraussetzen, was in der Aeneide nicht der Fall ist; und daß sie folglich auch abgesehen von der unendlich größern Begabung der homerischen Dichter eine ganz andere Realität haben, als die Phantastegemälde Virgils. Will man jedoch die Iliade wie ein Tagebuch des commandirenden Feldherrn beurtheilen, so wird man auf nicht viel weniger Unmöglichkeiten und Absurditäten stoßen, als in der Aeneide, und wie wenig begründet Napoleons Lob ist, zeigt jede in Wolfs oder Lachmanns Sinne geschriebene Kritik der Iliade. Bekanntlich hat Lachmann die Widersprüche grade in Bezug auf Zeit und Raum und die militärischen und andere Unwahrscheinlichkeiten so groß gefunden, daß er daraus die Entstehung des Gedichts aus vielen ursprünglich nicht zusammenhängenden Balladen oder Liedern gefolgert hat. Einige von diesen Unmöglichkeiten sind in der That so in die

Augen fallend, daß sie sich nur aus dem Bestreben erklären lassen, Gesänge, die auf verschiedenen Voraussetzungen beruhten, miteinander zu verbinden. So wird z. B. im siebenten Buch der Ilias die Mauer, die das ganze griechische Lager umzieht, nebst dem dazu gehörigen Graben in einem Tage fertig, offenbar ein späterer Zusatz, um die folgenden Gesänge, in denen eine Mauer vorkommt, mit den ersten sieben, in denen keine Spur davon ist, in Einklang zu bringen. Von andern kaum minder großen Unwahrscheinlichkeiten gestand jedoch selbst Lachmann, der Dichter habe sie sich erlauben dürfen, weil es die Dekonomie des Gedichts verlangt hätte, z. B. läßt sich Priamus im zehnten Jahr der Belagerung von Troja von Helena die hervorragendsten griechischen Helden nennen, die er doch viel genauer hätte kennen sollen, als für ihn wünschenswerth war. Während nun aber bei diesen beiden Beispielen die Kritiker aller Farben im Ganzen übereinstimmen, daß die erste eine unerlaubte, die zweite eine erlaubte sei, können sie sich in hundert andern Fällen nicht einigen.

Merkwürdig ist übrigens, daß Napoleon nicht nur bei der Angabe der Zeit für den Brand von Karthago, sondern auch für den von Moskau geirrt hat. Die Zahl der Tage, welche der erstere dauerte, kann nicht genau ermittelt werden, der letztere aber fing in der Nacht vom 14. auf den 15. September an und hörte den 20. auf.

Wenn die Schilderung der Eroberung von Troja nicht nach strategischen Principien beurtheilt werden darf, so zeigen Napoleons Bemerkungen über das hölzerne Pferd noch schlagender die Unstatthaftigkeit seiner Kritik. „Das hölzerne Pferd,“ sagt er, „mag eine Volksfabel gewesen sein, aber diese Fabel ist lächerlich und eines epischen Gedichts ganz unwürdig. Nichts Aehnliches kommt in der Iliade vor, wo alles der Wirklichkeit und den Gesetzen des Krieges angemessen ist. Wie kann man annehmen, daß die Trojaner so einfältig gewesen sein werden, nicht einmal ein Fischerboot nach der Insel Tenedos zu schicken, um zu ermitteln, ob die 1000 Schiffe der Griechen dort geblieben waren, oder sich wirklich entfernt hatten? Aber in der That konnte der Ankerplatz von Tenedos von der Spitze der Thürme von Troja gesehn werden. Wie kann man glauben, daß Ulysses und die ausgewählten Leute der Griechen so sinnlos gewesen sein sollten, sich selbst in das hölzerne Pferd einzuschließen, das heißt, sich mit gebundenen Händen und Füßen ihren unversöhnlichen Feinden zu überliefern? Angenommen, daß das Pferd nur 100 Krieger enthielt, so muß sein Gewicht enorm gewesen sein, und es ist nicht wahrscheinlich, daß es selbst von dem Seestrande bis zu den Mauern von Troja in einem Tage gebracht werden konnte, besonders da es über zwei Flüsse geschafft werden mußte.“

„Die ganze Episode von Sinon ist unwahrscheinlich und absurd; der Aufwand von Talent, den Virgil macht, und die Schönheit der Rede die er ihm

in den Mund legt, vermindern die Absurdität durchaus nicht. Aber es ist freilich nothwendig, daß das Pferd in die Stadt an demselben Tage gebracht wird, an dem die Griechen sich entfernen; denn sonst würde es noch unglaublicher sein, daß 1000 griechische Schiffe so nahe bei Troja verborgen bleiben konnten."

„Die schöne und fesselnde Episode von Laokoön bedarf keines Lobes, kann aber die Abgeschmacktheit in der Handlungsweise der Trojaner nicht vermindern; denn es wäre leicht gewesen, das hölzerne Pferd wenige Tage an seinem Platz im freien Felde zu lassen und sich zu versichern, daß die feindliche Flotte wirklich davon gesegelt sei, ehe man daran ging die Mauern einzureißen, um das hölzerne Pferd in die Stadt zu lassen."

Freilich ist die Handlungsweise der Trojaner nach strategischen Principien nicht zu entschuldigen. Aber abgesehen davon, daß sie nach diesen ebensowenig beurtheilt werden darf, als die Kämpfe der Ritter von der Tafelrunde oder der Nibelungen, bedarf es wol kaum noch einer Erinnerung, daß grade die Bethörung der Trojaner, die sie selbst zum Werkzeuge ihrer eignen Vernichtung macht, ein wesentliches Moment der Sage ist. Auch hier ist übrigens wieder die Herabsetzung Virgils gegen Homer ungerecht; denn wenn in der Iliade das hölzerne Pferd nicht vorkommt, so geschieht dies nur darum, weil die Eroberung Trojas in dem Gedicht nicht erzählt wird; in der Odyssee aber wird es ganz ausdrücklich erwähnt.

Die alten Erklärer Virgils, welche die Sache von demselben Standpunkt aus betrachteten, als Napoleon, haben verzweifelte Anstrengungen gemacht, um das hölzerne Pferd zu retten, ohne die historische Wahrscheinlichkeit aufzugeben. Einige sagen, es sei eine Belagerungsmaschine gewesen, die den Namen Pferd geführt habe, so wie andre Widder und Schildkröten hießen, andre, über dem Thor, das der Verräther Antenor den Griechen öffnete, sei als Erkennungszeichen ein Pferd gemalt gewesen; noch andere, daß „Pferd“ die griechische Parole beim Sturm gewesen sei; endlich gab es auch die für einen Taktiker haarsträubende Erklärung, Troja sei in einem Cavaleriegefecht eingenommen worden. Aber dergleichen Lächerlichkeiten sind die unvermeidlichen Konsequenzen der Voraussetzung, daß ein historischer Kern in jeder Sage enthalten sein müsse, und daß es möglich sei, ihn aus seinen Hüllen herauszulösen.